

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 6

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 6
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. Dezember 1936

Heft 6

Weihnachtszeit.

Seit Jahren hat's nicht so geschneit!
Das rieselt, rinnt und häuft sich an,
Dass man im Lande weit und breit
Nicht Weg noch Steg erkennen kann.
Die Stadt sieht wie ein Märchen aus:
Hat jedes Häuschen, jedes Haus
Ein Mützchen auf aus weißem Schnee,
Das blinkt und blitzen im Sonnenschein,
Als wär's von lauter Edelstein.
Und drinnen gibt's verschloßne Türen!
Ein Zimmer, das das ganze Jahr
Genau wie andre Zimmer war,
Bekommt ein feierlich Gesicht:
Oft ist's zur Dämmerung, als glitten
Verstohlene Schritte hin und her,
Man sieht ein heimlich huschend Licht,
Als ob das Christkind drinnen wär'
Verschwiegne Päckchen kommen an,
Die rascheln gar so wunderlich,

Wenn kleine Finger daran rühren ...
Doch Mutter wehrt auf alle Bitten:
„Nicht fragen! 's ist vom Weihnachtsmann!“
Ein unbestimmter Kuchenduft
Liegt wunderlieblich in der Luft!
Die Kinder schnuppern leis herum
Und schaun sich an und lachen stumm
Und drücken sich am Schlüsselloch
Die Näschen platt ...
O sel'ge Zeit,
Wenn Liebe sich im stillen müht
Und nicht genug zu tuen weiß,
Wenn mitten unter Schnee und Eis
Die Blume des Erbarmens blüht,
Wenn jubelnd sich die Glocken schwingen
Und jedem, der es hören will,
Die süße Weihnachtsbotschaft bringen:
„Das Christkind kommt, seid froh und still!“

Anna Ritter.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

6.

Der Pfarrer von Waldenz besuchte fleißig sein Dorf. Die Waldenzer lobten ihn: „Wir wissen, daß wir einen Seelsorger haben. Er kommt zu uns, wir müssen ihn nicht erst auf seinem Hügel suchen gehen.“

Huldreich Rot blickte von diesem Hügel hinun-

ter auf die Geschicke seiner Gemeinde wie in ein Buch, das er mit Fleiß und Ernst und Andacht las. Seite um Seite schlug er um und lernte sie auswendig, und so kannte er bald die Sorgen und Freuden vieler im Dorfe besser, als Lang-eingesessene, die nebeneinander Jahre und Jahre gewohnt hatten, sie kannten. Manches Haus und

manches Geschick war freilich schwer zugänglich; aber je ferner ihm die Leute standen, um so mehr bemühte er sich, sie zu verstehen und in unaufdringlicher Weise zu erkunden, ob sie der Seelenhilfe bedürften, die zu spenden sein Amt war.

Magdalena Gredig, die Näherin, machte Rot das Nahelommen besonders schwer. Er hatte bei seinem ersten Besuche den Eindruck empfangen, die junge Frau sei ihm im Grunde dankbar für sein Kommen gewesen; aber als er wieder bei ihr eintrat, empfing ihn das gleiche Erschrecken und die gleiche Scheu wie damals. Er blieb nicht lange, um die Einsame nicht zu verschüchtern. Sie fragte, daß es ihr an Verdienst gebreche, indem sie nicht verstehe, sich Kunden zu werben. Darauf erwiderte er, ihr furchtbares Wesen sei eben nicht dazu angetan, die Leute anzuziehen. Sie möge ihre Jugend bedenken und heiterer sein, sich auch unter die Menschen wagen. Ihre Geschicklichkeit, die er hatte rühmen hören, werde ihr sicherlich bald zu Arbeitgebern helfen. Nun sah sie ihn mit den großen, scheuen Augen wieder eigentümlich an, als trüge sie plötzlich auf den Lippen ein ihr Benehmen erklärendes Wort. Aber sie sprach es nicht aus. Und Huldreich drang nicht in sie. Mit seinem Fühlen ermaß er ihr innerstes Wesen und wie sie gleich einer Mimose bei der geringsten ungeschickten Berührungen sich in sich selbst zurückzog. Er empfand, daß die Erklärung dessen, was sie bedrängte, aus ihr selber kommen müßte. So entfernte er sich, ohne mehr von der rätselhaften Frau zu wissen als vorher. Seine Besuche wiederholten sich und brachten ihm keinen andern Erfolg. Nur die eine Gewissheit nahm er von jedem mit sich, daß Frau Magdalena mit dem Bedürfnis rang, sich ihm anzubvertrauen.

Eines Sonntagabends nach vielen Wochen ging ihm der Einsamen Seele auf.

Das Dorf lag still im Spätherbstleuchten. Die Hänge waren mattgrün, die Wälder dunkel. Die hohen Gipfel schienen nah und scharf umrisSEN. Das Wetter war lange warm geblieben. So lag bis in die höchsten Alpen hinauf kein Schnee und reichten die Grasoasen hoch in das Gebiet der Felsen und Käse. Dieses Gras leuchtete sanft und die Felsen hatten einen violetten Ton. Es war ein ungewohntes Spiel von Farben in jenen Höhen, zog das Auge an und erfüllte die Seele mit einem Verlangen nach der Reinheit jener Gipfel.

Pfarrer Rot ging durch die Dorfstraße der Hütte zu, in der Magdalena Gredig wohnte,

und erreichte sie bald. In feuchtem Braun stach sie von dem noch tiefgrünen Hange ab, ihre weißen Fensterkreuze schimmerten freundlich, und ihre Scheiben blitzten. Rot stieg über die Stein-treppe hinauf und klopfte an die Tür. Wie noch jedesmal bei seinen Besuchen, kam die Antwort auf sein Klopfen lange nicht und klang ängstlich und zitterig, als er sie endlich vernahm.

Magdalena stand inmitten der Stube, als er eintrat. Sie war ihm ein paar Schritte entgegengegangen. Die seltsame Beleuchtung, die draußen jeden Gegenstand in seinen schärfsten Umrissen zeigte, herrschte auch in der Stube. Die schlanke schwarze Gestalt der jungen Frau hob sich ebenso scharf aus der Helle des blanken Raumes. Frau Gredig war sehr bleich. Ihre feinen, nach oben geschwungenen Nasenflügel zitterten.

Der Tisch lag wie immer mit Nährarbeit bestreut. Rot hatte der Frau ein paar Kunden verschafft und wußte, daß sie in den letzten Tagen reichlich Arbeit bekommen hatte. Er grüßte sie mit einem munteren Lächeln und fragte sie nach ihrer Beschäftigung.

Ihre Augen leuchteten auf. „Ich schulde Ihnen großen Dank, Herr Pfarrer,“ sagte sie und reichte ihm die schmale Hand. Dann wies sie auf einen Stuhl, der an einem der Fenster stand und rückte auch für sich einen in die Nähe. Sie schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Ihr Wesen war weniger zurückhaltend, nur von einer leisen Hast bewegt. Sie fürchtete sichtlich, es möchte ihr im letzten Augenblick der Mut gebrechen, etwas, was sie im Sinne trug, auch auszuführen. Sie sprach einiges, was auf die empfangene Arbeit und die Leute, die sie gebracht, Bezug hatte. Dabei lehnte sie an der Fensterwand, und ihr Kopf neigte sich gegen das Fenster, so daß das helle, schöne Licht auf ihr Haar und die weiße, durchsichtige Stirn fiel. Plötzlich sagte sie:

„Nun dauert es nur noch ein Jahr, bis er entlassen wird.“

Sie sah sich nach diesen Worten um, als könnte jeden Augenblick jemand, vor dem sie sich fürchtete, aus den Stubenecken auftreten oder durch die Tür treten.

„Wer?“ fragte Huldreich Rot.

Er beugte sich vor und legte die Hand mitleidig auf die ihre. „Wollen Sie mir nicht einmal anvertrauen, was Sie quält, Frau Gredig?“ mahnte er dann.

Sie zitterte, und ihre Augen sahen ihn an, als fürchtete sie sich auch vor ihm. Dann sagte sie

ganz leise: „Mein Mann ist im Zuchthaus.“ Die Worte kamen ihr mühsam, wie aus zu enger Kehle.

Huldreich Rot schwieg und wartete.

Und nun fasste sie sich, legte die Hände in den Schoß und hob an zu sprechen. Es war eine merkwürdige Stunde für den jungen Pfarrer. Während die Frau, die in die Stille geflohen war, erzählte, kam allmählich die Dämmerung über die Redende und den Lauscher. Um die Berge, die man vom Fenster aus sah, flog ein leises Rot. Der Atem stand Huldreich still, wenn sein Blick auf ihre Schönheit fiel. Dieses Rot erlosch langsam, und bald standen Sterne in dem hellen Himmel über den Bergen. In der Stube jedoch dunkelte es rascher und wurde ganz Nacht. Huldreich und die junge Frau zündeten keine Lampe an. Leise und ängstlich, mit einem Anflang verhaltenen Schmerzes scholl Frau Magdalenas Stimme in dieser Stube.

Die Erzählung lautete:

„Wir wohnten in einer engen, von hohen Häusern gebildeten Gasse in der Hauptstadt des großen schweizerischen Kantons, den Sie kennen. Im Erdgeschoß waren ein kleiner Laden und ein paar Hinterstuben, die ein Spezereihändler innehatte. Im ersten Stockwerk darüber lag unsre einfache Wohnung. Das Haus war hoch und schmal. Andre Leute wohnten über uns. Mein Vater war Schreiber in einer Amtskanzlei und war ein kleiner, vom vielen Sitzen bucklig gewordener schon alter Mann, dem auch meine Mutter in Jahren wenig nachstand. Sie hatten spät geheiratet, und ich war das einzige und späte Kind ihrer Ehe. Sie wohnen noch dort, Herr Pfarrer, und lassen sich das Leben sauer werden; denn des Vaters Verdienst ist nicht groß, und sie haben sich nichts erspart. Meine Schulung und Heirat hat den Sparbauden gekostet, den der Vater im Schreibtisch hatte, die Eltern stammten aber beide aus guten, gebildeten Bürgersfamilien, und wir hielten auf einen standesgemäßen Verkehr. Des Vaters bester Freund und steter Gefährte auf seinen Sonntagnachmittagspaziergängen war Ulrich Widmer, der Schlossermeister, der ein paar Häuser weiter an der Gasse Werkstatt und Wohnung hatte. Er war ein paar Jahre jünger als mein Vater, vielleicht etwas rauh von Wesen und Worten, aber ein durch eine gute Schule gegangener Ehrenmann und ein tüchtiger Handwerker. Man sagte ihm einen Fehler nach, einen jähnen Zorn, in dem er sich selbst nicht mehr kenne; doch habe ich selber ihn nie in sol-

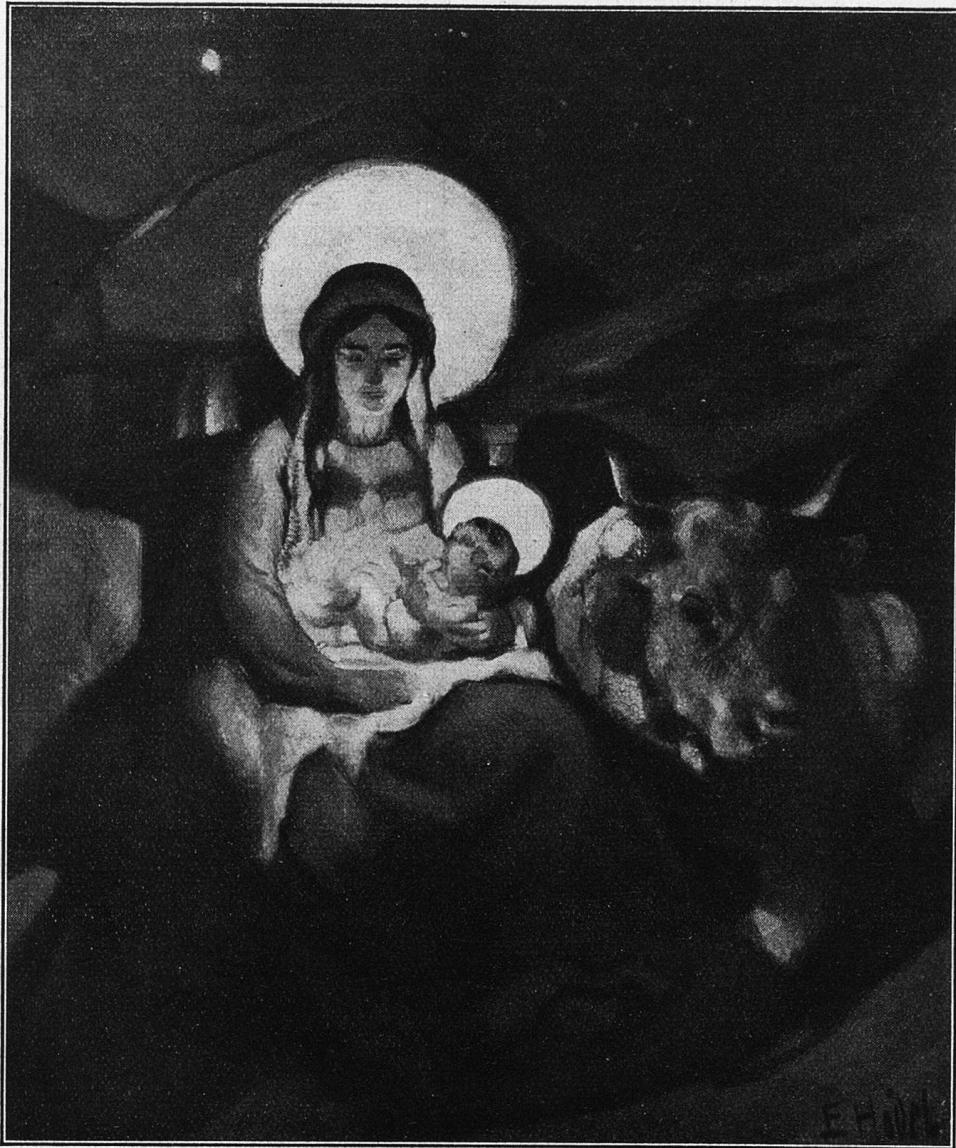
hem gesehen, sondern mich oft an der ruhigen, immer zum Scherze aufgelegten Heiterkeit des braunbärtigen, stämmigen Mannes gefreut. Mein Vater und er hingen sehr aneinander, wie alternde Leute treuere Freundschaft zu halten pflegen als junge. Der Vater trat häufig, wenn er von der Almstube kam, noch zu einem kurzen Gespräch bei Widmer ein, und oftmals am Abend, wenn beide feierten, machten sie einen gemeinsamen gemächlichen Gang an den See, ohne ein Wirtshaus zu besuchen, wie sie auch mit der Regelmäßigkeit der Uhr Sonntags auf der Zunftstube „Zur Schmiede“ ihren Kaffee tranken, um nachher, wenn es die Witterung erlaubte, einen längeren Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen. Der schwarze Schlosser und mein gebeugter, schmächtiger Vater mit den weißen Schreiberhänden waren, wie sie so im Feiertagsgewand nebeneinander schritten, zwei stadtbekannte Gestalten.

„Die Freundschaft der Väter brachte die beidseitigen Familien einander nahe. Wie ich die einzige Tochter meiner Eltern war, so hatten die Widmerschen Eheleute, nachdem ein jüngerer und kränklicher Sohn ihnen im Schüleralter gestorben war, nur einen einzigen Nachkommen, ihren Sohn Ulrich, der vier Jahre älter war als ich, mit dem mich aber nichtsdestoweniger schon in Kinderjahren eine Art Freundschaft verband. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, so weiß ich, daß diese Freundschaft manche Schatten hatte. Damals gewahrte ich sie nicht. Ulrich, der jüngere, war das Ebenbild seines Vaters, ein starker, mittelgroßer Mensch mit dichtem braunem Haar, einem dunkeln Gesicht und schönen, finsternen braunen Augen. Sein Vater nannte ihn den Neger im Gegensatz zu mir, denn ich war immer blau und zart. Sein braunes Gesicht unterschied sich freilich sehr von dem meinen, insbesondere, nachdem er in die väterliche Lehre gekommen und viel an der die Haut bräunenden Esse stand. Ulrich Widmer hatte in seinen Knabenjahren keinen andern Freund als mich. Wie jedes Quartier einen Spielplatz für seine Jugend hat, so bildete unsre Gasse den Tummelplatz für die Kinder der nächsten Umgebung. Ulrich nahm anfänglich an den Kinderspielen teil, allein er war herrischer Natur und hatte den Jähzorn seines Vaters geerbt, und da er stark und rücksichtslos war, so fürchteten sich die andern vor ihm und zogen sich von ihm zurück. Er merkte bald, daß sie ihn lieber nicht bei ihren Spielen sahen, und da er zu stolz war, um ihnen nachzulaufen und

sein Wesen nicht ändern konnte, hielt er sich fern und suchte sich auf seine Weise Unterhaltung. Eines eigentümlichen Charakterzuges, den ich damals nicht an ihm bemerkte oder über den ich wenigstens nicht nachsann, erinnere ich mich heute um so deutlicher: Ulrich vergaß nie, wenn ihm jemand etwas zuleide getan hatte. Er hatte kein freundliches Wort mehr für die Kinder, die ihn damals von ihren Spielen ausgeschlossen hatten. Ich entsinne mich auch deutlich eines Knaben, des Sohnes eines in derselben Gasse wohnhaften Bäckers. Er war kleiner und schwächer als Ulrich, diesem aber mit einer seltsamen Unabhängigkeit und Bewunderung ergeben. Dieser Knabe verriet gezwungen und gegen seinen Willen Ulrichs Vater einen tollen Streich, den jener verübt hatte. Es tat ihm bitter leid, und er suchte den Freund auf jede mögliche Weise zu versöhnen. Dieser aber wurde seiner habhaft und misshandelte ihn. Eine Art Grausamkeit lag damals schon in Ulrichs Natur. Er suchte im Geheimen densjenigen, die er nicht mochte, allerlei Schaden zuzufügen und wäre vielleicht bald als der böse Geist der Gasse verrufen gewesen, wenn nicht gute Eigenschaften und hohe Begabung auf der andern Seite seinen Fehlern die Waage gehalten hätten. Er zeigte sich in der Schule und später in der Lehre seines Vaters so fleißig und ausdauernd und von so scharfem Auffassungsvermögen, daß er sämtlichen Altersgenossen als Muster vorgestellt zu werden pflegte. Für mich hatte er, vielleicht weil der von den übrigen Gemiedene sich doch manchmal einsam fühlte, eine große, wenn auch trostige Unabhängigkeit. Er tat mir vieles zuliebe und wußte mir immer aufs neue Freude zu machen. So wurde ich in eine Dankbarkeit zu ihm geführt, die in herzliche Zuneigung sich verwandelte. Jetzt erst weiß ich, daß eine heimliche Furcht immer im Grunde all der Empfindungen lag und daß, wenn ich mich auf sein Kommen gefreut, ich doch oft und oft, wenn auch unbewußt, erleichtert aufgeatmet hatte, wenn er mich wieder verließ. Da er mich zu seiner einzigen Gesellschaft erkör, so waren wir viel beisammen. Er besaß große Kunstschriftlichkeit und Erfindungsgabe und stellte allerlei Spielzeug für mich her. Auf der hohen, heißen Dachzinne unsres Hauses saßen wir oft in völliger Zufriedenheit. Wenn ich ihn so allein für mich hatte, war Ulrich geduldig, dienstfertig und von großer Güte. Nur Widerspruch ertrug er nicht. Häufig nahm er mich mit sich auf den See. Er war ein starker und geschickter Ruderer und Segler, und da sein Vater

einem Klub angehörte, standen ihm immer Boote zur Verfügung. Auch Fußreisen unternahmen wir gemeinschaftlich, die uns oft auf einen vollen Tag von Hause wegführten. Unsre Eltern gaben uns volle Freiheit. Ulrichs Stärke, Mut und frühe Reife boten ihnen genügende Sicherheit. So lernte ich früh die Schönheit der Natur, des wundervollen blauen Sees, der Rebenhügel und des Waldes kennen und lieben, und es bildete ein weiteres Bindeglied zwischen Ulrich und mir, daß gerade er mir alles das zeigte. Wir wuchsen heran und kamen in die Fremde. Ulrich wurde von seinem Vater auf die Wanderschaft geschickt. Ich verlebte ein Jahr in der französischen Schweiz, um mir die Sprache anzueignen, und kam ziemlich geraume Zeit vor Ulrich wieder nach Hause. Zurückgekehrt, fanden wir die Freundschaft der Eltern noch immer frisch. Unsre Wege kreuzten sich wie vordem. Mein Vater jedoch fing an, Ulrich mir gegenüber zuweilen zu loben. Er nannte ihn einen außergewöhnlich geschickten und fleißigen jungen Menschen, der bald in seines Vaters Geschäft treten werde und ein schönes Auskommen habe. Es war nicht meines bescheidenen und guten Vaters Art, mir zuzureden oder mir auch nur zu verstehen zu geben, daß er eine Heirat zwischen dem Sohne seines Freundes und mir gerne sehe, lediglich seine Sorge um mich und seine Freude an jenem ließen ihn manchmal unwillkürlich dem Worte geben, was ihn in seinem Innern beschäftigte.

Ulrich hatte sich in der Fremde verändert. Außerlich hatte er sich ganz zur Statur seines breitschultrigen Vaters entwickelt. Ein kleiner schwarzer Schnurrbart und die dichter gewordenen schwarzen Brauen ließen sein braunes Gesicht noch dunkler erscheinen als früher. Er war ein stattlicher Mensch und nahm sich insbesondere in seiner Unteroffiziersuniform, die er in diesen Jahren während mehrfachen Militärdienstes wiederholt zu tragen hatte, gut aus. Seinen Jähzorn hatte er zu mestern gelernt. Zum mindesten schien all das, was an dem Knaben wilde Leidenschaftlichkeit gewesen war, durch die Vernunft der Jahre und die Erfahrungen, die er in seiner Lehr- und Wanderzeit gesammelt, geähmt. Ich war jung und beeinflußt durch die dankbare Erinnerung an vieles Schöne, das ich der Kameradschaft Ulrichs verdankte. Das Vergangene, insbesondere die Kinderzeit, lag mir in einem wundervollen und verklärenden Dufte. So hatte ich schon der Heimkunft des jungen Widmer mit Spannung und einer Art frohen



Weihnacht.

Nach einem Gemälde von Ernst Hodel.

Unruhe entgegengesehen. Freundinnen hatte ich keine. Die Jugend will Leben und Freude. Es wurde mir in jener Zeit manchmal eng in dem allzu stillen Haushalt der Eltern. Als die ersten Gedanken der Reife kamen, schien mir nichts natürlicher, als daß ich Ulrich Widmers Frau werden würde. Es war mir, als liege das in unserm Leben selbst begründet und sei ein anderer Gang unsrer Schicksale überhaupt nicht möglich. Ulrich verkehrte wie früher häufig in unserm Hause, führte mich in gesellige Kreise, ruderte und segelte mit mir auf dem See. Alle Knoten schürzten sich so zu einem goldenen Netze, in das wir beide willig zu gehen bereit waren. Ein Vorfall hätte mich damals warnen sollen. Auf einem Bürgerball hatte ich einen achtbaren jungen

Mann kennen gelernt, einen Handwerker, gleich Ulrich Widmer, der eine lebhafte Anteilnahme für mich zeigte, sich Eingang bei uns zu verschaffen wußte und mich ebenfalls zu dem und jenem Vergnügen einzuladen begann. Er traf eines Tages mit Ulrich in unserm Hause zusammen. Dieser schien erstaunt, ließ sich aber nichts merken. Ein paar Tage später hörte ich ihn im Gespräch mit meinem Vater allerlei Nachteiliges über den andern in so gehässiger und alles Üble geflissentlich herborschender Weise äußern, daß ich ihm ernstlich zürnen mußte und ihn auch zur Rede stellte. Er erwiderte wenig. Er pflegte überhaupt wortkarg zu werden, wenn er zornig war. Nur ein paar halb trockige, halb bittere Bemerkungen ließ er fallen. Dann blieb er eine

ganze Woche mir und den Meinen fern. Plötzlich eines Sonntags tauchte er wieder auf, nahm mich zu einer Kahnfahrt auf den See mit und war ein völlig Verwandelter. Sein ganzes Wesen schien nur in meinem Dienste aufzugehen, und im Grunde seiner Bemühungen um mich war etwas wie ein verborgenes Feuer, vor dessen Ausbruch einem bange werden konnte. Jetzt steht das vor meinen Augen, wie ich es schildere. Damals schmeichelte mir die heftige Neigung, die sich in Ulrichs Wesen kundtat, und jener Abend, ein in seinem Sonnenuntergang wundersamer, feierlicher und herzbewegender, gab ihm Gewalt über mich, so daß ein stürmisches Geständnis seiner Liebe, das er mir auf der stillen Heimfahrt machte, in mir verwandte Gefühle weckte und er das Wort von mir empfing, das mich ihm für immer verband. Wir verlobten uns und empfingen die freudige Zustimmung unsrer beidseitigen Eltern. Erst als ich schon den Ring am Finger trug, erfuhr ich, daß noch vor jener Kahnfahrt zwischen Ulrich und meinem andern Bewerber in einem Wirtshause ein Zusammenstoß stattgefunden, der durch Ulrichs Schuld und Herausforderung zu einer wüsten und rohen Schlägerei geführt hatte. Jener andre trug dabei eine Verwundung davon, die Ulrich in ein gerichtliches Nachspiel verwickelt haben würde, wenn nicht mein bestürzter Vater sich ins Mittel gelegt und den Verletzten zu beruhigen vermocht hätte. Ich selbst erschrak furchtbar und stand auf dem Punkte, Ulrich den Ring zurückzugeben, als dieser für einmal aus seinem sonstigen stummen und verstockten Grimm auffuhr und sich in einem leidenschaftlichen Ausbruche gehen ließ, indem er seine unbändige Liebe zu mir als die einzige Ursache seines Fehltrittes darstellte. Ich fühlte mich nun mitschuldig an seiner Tat. Wieder empfand ich jenes falsche Wohlgefühl darüber, daß ein Mann eine so heftige Liebe zu mir gefaßt hatte und ließ mich beruhigen. Eine durch keine Zwischenfälle mehr getrübte Brautzeit, während welcher Ulrich mein Zutrauen durch seine verständige und kluge Art, wie er unsern kleinen Hausstand aufbauen half, wieder erwarb, folgte diesen Vorfällen. Ein halbes Jahr später wurden wir getraut."

Magdalena Gredig hielt inne. Sie erhob sich von dem Stuhle, in dem zurückgelehnt sie fast regungslos und mit langsamem Stimme erzählend gesessen hatte. Als Huldreich, von ihrer Schilderung bisher gefangen, ebenfalls aufblickte, gewahrte er erst, daß der Mond über sie beide ge-

kommen war. Die Fenster waren angelaufen, da es draußen kalt geworden war. In den kleinen Perlen, welche die Scheiben bedeckten, schimmerte das Mondlicht; ein geheimnisvolles Glänzen ging von ihnen aus. Das Licht brach in die Stube und warf den Widerschein des Fensters auf den weißen tannenen Fußboden. Die vom Dunkel verhüllt gewesene Einrichtung nahm wieder Gestalt an. Der große Steinofen trat plump und dräuend aus dem Schatten der Wand. Breitspurig stand der Tisch in seiner Ecke und an der einen Wand zuckte etwas in unruhigem Blitzen gleich einem springenden Männlein hin und her. Das war der Perpendikel an Frau Magdalenas Schwarzwälderuhr. Sie selbst schaute eine kurze Weile schweigend in die Scheiben. Etwas Schmerzliches lag über ihrer Gestalt, das von der großen Blässe ihres schmalen Antlitzes kam. Die Art, wie sie aufgestanden war und eine Pause in ihrer Erzählung eintreten ließ, hatte eine Bedeutung. Man fühlte, daß nachher ein neues Kapitel ihres Lebens beginnen sollte, und es warf gleichsam schwere Schatten voraus.

Nach einer Weile setzte sich Magdalena wieder. Sie legte die Hände auf die Seitenlehnen ihres Stuhls. Still fuhr sie dann in ihrer Geschichte fort. Sie schilderte den Beginn ihrer Ehe und hatte keine Klage. „Es waren ruhige Tage,” sagte sie mit einem Zögern in der Stimme. Aus ihrem Ton aber hörte Huldreich vieles heraus. Er erkannte, daß ein junges, unerfahrenes Mädchen voll romantischer, vielleicht törichter Hoffnungen in diese Ehe getreten war, und wie diese Hoffnungen langsam eine um die andere zu Scherben brachen. Er lebte gleichsam das Erwachen Magdalenas in ihrer Ehe noch einmal mit. Aus dem Erwachen wurde ein Erschrecken. Es galt ihrem Mann. Mit ihm war etwas Neues in ihr Leben getreten. Er erschien ihr anders, als sie ihn bisher gekannt. Nun war er der Herr, der Besitzer, der Recht auf sie hatte und diese Rechte sich nahm! Während er ihren Worten lauschte, hatte Huldreich das Gefühl, als sehe er eine weiße, zarte Hinde, die ein Raubtier ansprang, dunkel, übermächtig. Ein Schauer durchlief den weißen Körper der Überfallenen.

„Es waren ruhige Tage,” sagte Magdalena zögernd. Dieses Zögern verriet das innere Erleben, das sie nicht schildern konnte, weil keine äußeren Geschehnisse es ihr bewußt gemacht hatten. Die Zeit der Enttäuschung hatte für sie begonnen.

Zu den äußeren Geschehnissen kam sie bald.

„Ulrich war gut mit mir,“ fuhr sie fort. „Er tat mir vieles zuliebe, erfüllte mir kleine Wünsche, wo er konnte. Seine Vermögensverhältnisse gestatteten ihm vieles, was uns, meinen Eltern, versagt gewesen war. Einige Monate vergingen. Was in unserm Haushalt anfänglich neu und wunderbar gewesen, verwandelte sich in Alltäglichkeit. Ich bekam Ulrich in seinem eigentlichen Wesen zu sehen; der kaum Gewonnenen war er sich stets im besten Lichte zu zeigen bemüht gewesen. Nun ließ er sich mehr gehen. Er war indessen fleißig und geschickt, von seltener Energie, ein Mann, der an dem, was der Vater geschaffen, eifrig weiterbaute. Er führte uns einer äußerlich sicherer Zukunft entgegen. Aber die Eigenschaften, die dem Knaben angehaftet und welche der Mann den Fernerstehenden zu verborgen wußte, hatte Ulrich nicht abgelegt. Er war jähzornig. Darum blieb kein Geselle neben ihm und darum schlug ihm das Blut in Flammen ins Gesicht, wenn ich einmal ihm zu widersprechen wagte. Was aber viel, viel schlimmer war, er konnte nicht verzeihen und nicht vergessen.

„Wir hatten einen alten Arbeiter, den wir noch von Ulrichs Vater übernommen, einen abgearbeiteten, nicht mehr übermäßig brauchbaren, aber anhänglichen Menschen, von gerader ehrlicher Gesinnung. Es war eine ausgemachte Sache, daß er im Widmerschen Hause das Gnadenvorrecht essen sollte. Da hatte er das Unglück, durch ein kleines Versehen Ulrichs Zorn zu wecken. Mein Mann ließ ihn barsch an, und der alte Mann murkte dagegen. Ulrich fühlte sich in seinem Herrenstolz gekränkt. Sein Gesicht wurde heiß, und er jagte den alten Mann, mit einem Hammer ihm drohend, aus der Werkstatt.

„Der Geselle ging hin und beklagte sich bei Ulrichs Vater. Dieser, der allein noch Macht über den Sohn besaß, stellte Ulrich mit harten und bitteren Worten zur Rede und zwang ihn, da er zwar das Geschäft dem Sohn abgetreten, doch aber noch Anteil daran und mitzureden hatte, den alten Arbeiter wieder aufzunehmen. Aber Ulrichs Natur zeigte sich jetzt von einer Seite, die mich erschreckte. Er äußerte sich mir gegenüber zähneknirschend, daß der alte Geselle büßen müsse. Ich suchte ihn zu beschwichtigen, aber sein Gesicht trug einen fürchterlichen, halb hämischen, halb zornigen Ausdruck.

„Der alte Geselle mußte es büßen. Ich dachte, die Zeit würde den Grimm mildern; er blieb sich gleich. Ein Hund hatte es besser als der abgenutzte Mann neben seinem jungen Meister. Er

hörte kein gutes Wort mehr. Die Arbeit wurde ihm hingeworfen: ‚Da, schaffe das oder das!‘

„Das wollte ich ertragen,“ lagte mir der Alte, „aber er lebt mir heimlich zuleid, wie er kann, der Meister. Heute finde ich Eisenstaub im Wepperwein, morgen liegt meine kleine Tabakspfeife zertreten unter dem Werkstisch, und ich weiß, wer es getan hat.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte ich.

Der Alte nickte nur, und die Tränen kamen ihm in die Augen, die vielleicht nie geweint hatten.

„Ein paar Tage später ging er fort. Ich wäre meines Lebens nicht mehr sicher gewesen,“ sagte er beim Abschied, sah mich noch einmal an, ehe er ging, und fügte hinzu: „Junge Frau, Ihr tut mir leid. Ihr habt einen harten Mann genommen.“

„Die Geschichte mit dem Gesellen brachte argen Zwiespalt in unser Haus. Ulrichs Vater zürnte. Vater und Sohn trennten sich in hellem Streit. Meinen Vorwürfen gegenüber schwieg Ulrich. Seine ganze Verteidigung war: ‚Hätte er mich nicht verklagt, der Alte!‘

„Ich überzeugte mich aber immer mehr, daß die Grausamkeit noch in ihm war, die dem Knaben eigen gewesen. Eine heimliche und fürchterliche Macht, eine in Hass sich wandelnde Empfindsamkeit zwang den im Grunde tüchtigen Mann, die Menschen zu quälen, die gewollt oder ungewollt seinen Grimm herausgefördert hatten. Ich merkte das bald am eignen Leibe. Ulrich hatte meine Vorwürfe, die ich ihm bezüglich des Gesellen gemacht, ertragen und dazu geschwiegen, aber er vergaß sie nicht. Zu zweien Malen tat er mir im Scherz seltsame Dinge zuleide. Das eine Mal nahm er meine Hand und spannte seine Finger, die gleich Schrauben zu pressen vermochten, lachend um mein Handgelenk, bis mir die Tränen kamen. Dabei scherzte er laut, nun sollte ich ihn doch wieder schelten! Wie? Nun könnte ich nicht? Ei, da wußte er ja gleich ein Mittel, sich vor meinem Schmälen zu sichern! Das andre Mal brach er gleichsam unabsichtlich an einem Rosenstock, den ich am Fenster pflegte, die einzige, wundervolle Blüte ab, an der ich mich eben erfreut hatte. Als er sah, daß ich mich grämte, meinte er unter Lachen, ich möge seine Tat als Strafe für die Vorwürfe nehmen, die ich ihm wegen des alten Kunz gemacht. Beide Male sah ich ein eigenständiges Glimmen in seinen Augen und wußte, daß er mich absichtlich quälte. Von da an fürchtete ich meinen Mann.“

Es litt Frau Magdalena nicht mehr auf ihrem Stuhle. Sie erhob sich abermals und schritt geräuschlos hin und her. Wenn ihre Gestalt ins Licht tauchte, waren ihre feinen Züge schneeweiss und ihre Augen groß vor Furcht. Am Ende trat sie wieder ans Fenster, sah in die Nacht hinaus, fernhin, als ob sie dort etwas suche, und verschneller als bisher fuhr sie fort:

„Im zweiten Jahre meiner Ehe lernte ich Johannes Rottacher kennen.“

Sie sagte diesen kurzen knappen Satz und schwieg. Unverwandt und mit demselben in die Ferne schweifenden Blick schaute sie durch das Fenster. Es war, als sähe sie von dort, weit aus Nacht und Ferne, eine Gestalt kommen, bei deren Anblick sie nicht weiter zu sprechen vermochte. So tauchte Johannes Rottacher, der Schreiber, aus ihrer Vergangenheit auf und kam fernher, eine Erscheinung, die sich aus Nebeln löste, auf sie zu.

Huldreich Rot wartete geduldig, bis sie wieder reden würde.

Endlich hob sie an: „Mein Vater hatte einen Gehilfen bekommen, da er alt geworden war und die Arbeit wuchs. Dieser Gehilfe war jung, ein stiller, einfacher Mensch. Mein Vater fand an ihm einen treuen Mitarbeiter und mochte ihn wohl leiden. Rottacher war ein Ausländer und hatte weder Bekannte noch Verwandte in der Stadt. Sein zurückgezogenes, etwas schüchternes Wesen machte es ihm schwer, sich an andre anzuschließen. Er freundete sich daher mit dem an, neben dem er arbeitete, mit meinem Vater. Er verstand ihn und meine Mutter sonderbar gut und fühlte sich wohl bei den zwei alten Leuten, die nach meinem Weggang vereinsamt waren. Sie nahmen ihn nach einiger Zeit als Zimmermieter bei sich auf, und er trat in eine Art Sohnesverhältnis zu ihnen. Da ich häufig und insbesondere um die Dämmerzeit zwischen Tagewerk und Abendruhe auf ein Wort zu meinen Eltern hinüberließ, sah ich ihn oft. Er war ein hagerer, unscheinbarer Mensch mit schlachtem, blondem Haar und einem gleichfarbigen Schnurrbart. An seinem alltäglichen Gesicht war nichts bemerkenswert als der offene und warme Blick. Er war klug und hatte an allem Schönen Freude. So liebte er Theater und Musik, für die ich seit meiner Kindheit eine große Vorliebe gehabt. Als wir näher bekannt geworden waren, gab es sich, daß wir uns über dies oder jenes Konzert, über dies oder jenes Bühnenstück unterhielten, auch wohl einmal von einem guten Buche spra-

chen oder ein solches einander zu lesen gaben. Auf einmal wußte ich, daß ich bisher an meinem Manne etwas entbehrt hatte: er hatte keinerlei Verständnis für Kunst, auch nicht für die einfache, die meine Seele zu genießen vermochte.

„Ulrich sah von Anfang an meinen Verlehr mit Rottacher nicht gern. Er begegnete dem jungen Mann unfreundlich. Als er einmal ins elterliche Wohnzimmer trat und mich mit jenem allein im Gespräch fand, verbot er mir nachher geradezu den Verlehr. Ich gab nach, damit kein Unfriede entstehen, und mied den Freund so gut es ging; aber ich fuhr fort, freundlich zu Johannes zu sein, wenn ein Zufall uns zusammenführte. Ulrichs Züge veränderten sich in dieser Zeit. Es schien, als ob sie heiß wären von einem raschen Gange, einer Anstrengung irgendwelcher Art, und sein Blick verlor die Freundlichkeit, mit der er doch sonst noch zuweilen auf mir geruht hatte. Es kamen dunkle Tage. Ulrich schmälte und schmähte mich. Seine Eifersucht war geweckt. Ich liebte den andern nicht, wußte zum wenigsten nichts davon. Zwischen uns war nie ein Wort gefallen, das nicht jeder hätte hören dürfen. Johannes Rottacher empfand vielleicht eine Art Mitleid mit mir. Als er wußte, daß mein Mann unsern Verlehr mißbilligte, begegnete ich manchmal seinem Blick, wenn er stumm an mir vorbeiging, und dann schien es mir, daß er Verlangen hatte, mit mir zu reden. So mag er mir wohl gut gewesen sein. Ich ahnte das, Ulrich jedoch wußte es; denn in seinem Groll sah er alles, was geschah, schärfer als wir. Plötzlich erkannte ich, daß seine Vergeltungsgier wach war und daß er darauf sann, das Unrecht, das ihm Johannes Rottacher vermeintlicherweise antat, zu rächen.

„Ich erfuhr bald darauf durch meinen Vater, daß die Anzeige eines Ungenannten Rottacher bei seinen Vorgesetzten fälschlich verschiedener Unregelmäßigkeiten in seinem Amt anklagte. Dann wurde der junge Schreiber, als er des Nachts sich nach Hause begeben wollte, wiederholt tückisch angegriffen, belästigt und verletzt, ohne daß es ihm gelang, den Täter zu erkennen. Inzwischen hatte sich auch das Verhältnis zwischen Ulrich und meinen Eltern und zwischen jenem und seinem wackeren Vater sehr zum Schlimmen gewendet. Sie wandten sich innerlich von meinem Mann ab und hielten nur mir zuliebe einen kühlen Verlehr mit ihm noch aufrecht. Jetzt aber machte mein Vater kein Hehl daraus, daß er Ulrich für den Urheber jener Missataten halte. Auch Rottacher kannte seinen Feind und Quälgeist. Weil er ihn kannte,

verklagte er ihn nicht, unterließ es aus Schonung für mich. Da wußte ich, daß er mich liebte. Ulrichs Haß aber wuchs. Er ließ in seiner Feindseligkeit gegen den andern nicht nach. Ich stellte ihn zur Rede, mahnte, bat. Er aber zeigte sich in der ganzen Unbändigkeit seiner Natur. „Er ist mir in den Weg getreten,“ sagte er, „jetzt muß er es haben!“ Dabei war ein Ausdruck in seinen Augen, vor

diese Schmach. Ich riß mich los, eilte davon und erreichte mein Elternhaus. Da will es das Unglück, daß eben, da ich in die Haustür trete, Rot-tacher über die Treppe hernieder mir entgegenkommt. Er stützt, will mich fragen, was geschehen sei. Aber schon steht Ulrich hinter uns. Johannes, obwohl er schwach und friedfertig ist, tritt, vielleicht unwillkürlich, neben mich. Vielleicht fürchtete



Hamburg. Rathaus und Ehrenmal.

dem ich mich fürchtete. Er stand geduckt da, als wollte er die Hände aufheben und dem Feinde an den Hals fahren. Der Zorn riß mich hin, vielleicht auch meine Hilflosigkeit. Ich sagte ihm bittere Worte. Da wandte sich sein Grimm plötzlich gegen mich, und er schlug mich.

„Ich ging. Es war, als sei mir das Blut in den Adern kalt geworden. Als er mich das Zimmer verlassen sah, rief er mich zurück. Ich aber hörte nicht auf ihn, sondern stieg über die Treppe hinab und verließ das Haus. Ich wollte zu meinen Eltern und war entschlossen, nicht zurückzukehren. Plötzlich sah ich ihn hinter mir in die Straße eilen. Er erreichte mich und fasste mich am Arm. So setzte sich unser Streit in die Gasse fort, wie ungebildetes und rohes Volk sich vor der Leute Augen zankt. Mein Innerstes empörte sich gegen

er, daß mir jener ein Leid antäte. Was dann geschehen ist, weiß ich kaum mehr. Die beiden Männer wurden handgemein. Bald stürzte Johannes. Ulrich aber fiel wie wild über ihn her. Ich glaubte, er würde ihn töten. Er lag auch wie tot, als Leute, die herbeieilten, meinen Mann hinwegrissen.

„Ein roher Mensch bist du, Ulrich Widmer,“ hörte ich einen Bekannten zu Ulrich sagen. Dann führte meine Mutter mich hinweg.“

Frau Magdalena hatte das letzte in heftiger Erregung erzählt. Sie zitterte und verbiss das Weinen, das sie bei der Erinnerung ankam. Leiser und mit fliegendem Atem fuhr sie dann weiter. Sie schilderte, wie ihr Mann verhaftet und vor Gericht gestellt worden, und wie sie sich nicht habe enthalten können, gegen ihn zu zeugen.

Noch während der Verhandlung hatte sich Ullrich Widmer in wilder Wut aufgebäumt und ihr gedroht. Er wolle ihr nach seiner Freilassung heimzahlen, was sie ihm angetan. Dann wurde er — die Verlebungen Rottachers hatten sich als sehr schwere erwiesen — zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

„Nun muß ich mein Leben in Angst verbringen,“ schloß Frau Magdalena mit dumpfem Ton. „Ich muß warten, warten, bis er mich findet. Dann weiß ich, was geschieht.“

Huldreich suchte sie zu trösten und sie aufzumuntern. Gewiß, sagte er, habe ihr Mann in der langen Strafezeit bereuen gelernt. Selbst wenn er so unversöhnlich wäre, wie sie ihn glaube jedoch, würde er sie doch kaum finden, da er ihren Aufenthaltsort nicht kenne.

Magdalena sah vor sich nieder. Dann flüsterte sie: „Sie kennen ihn nicht. Woher es ihm kommt, wer kann es sagen. Seine Großmutter war eine Südländerin, ein Mädchen von der Straße, das der Großvater auf einer ziellosen Handwerksburgschewanderung aufgelesen und geheiratet hatte. Vielleicht ist von dem Blute jenes Volkes in ihm, das noch Blutrache übt bis ins dritte Glied. Oder dann — es ist, als ob er nach und nach sich in den Gedanken eingesponnen, daß alle Menschen seine Feinde seien und daß er sich ihrer mit jedem Mittel entledigen müsse. So — wird er mich finden, Herr Pfarrer, und — ich werde meines Lebens nicht mehr sicher sein.“

Die Frau schlich durch die Stube, sah scheu durchs Fenster, horchte an der Tür.

„Manchmal ist es mir, er könnte jetzt schon plötzlich in die Stube schauen oder hier durch die Tür eintreten, und ich möchte mich verkriechen, ich — —“

Huldreich Rot schüttelte gewaltsam das Empfinden einer dumpfen Schwere ab. Er stand auf und zündete die Lampe an, daß das Zimmer hell wurde und seine schmucke Traulichkeit auf

die Insassen zu wirken vermochte. Dann sprach er aufs neue in lauten und heiteren Worten der jungen Frau Mut zu und suchte ihre Gedanken von dem Manne abzulenken, indem er nach ihren Eltern und Rottacher, dem Schreiber, fragte.

Sie erzählte zaghaft, daß Johannes zwar genesen, aber noch immer unter den Nachwelen jener furchtbaren Misshandlungen leide.

Huldreich unterbrach sie: „Und wenn Ihr Mann je Sie hier findet, dann kommen Sie zu mir. Ich will mit ihm reden. Ich getraue mich, das Gute in ihm wieder aufzuwecken.“ Ganz plötzlich hatte ihn eine seltsame Zuversicht erfaßt, dieselbe Zuversicht, mit der er hier den Menschen ein Freund zu werden hoffte. Sie machte vor der finsternen Gestalt nicht halt, die ihm die junge Frau soeben geschildert. Ein sieghafter Glaube erfüllte ihn, daß auch jenes Verbitterten Liebe ihm zu gewinnen möglich sein werde.

Frau Magdalena begann Vertrauen zu ihm zu fühlen.

„Ich werde kommen,“ sagte sie, „wenn es — nicht zu spät ist.“

Sie besprachen hierauf noch manches, was auf die Zeit der Freilassung Widmers Bezug hatte. Frau Gredig beruhigte sich. Rots Wesen stärkte sie seltsam. Als er sich entfernte, hatte sie zum erstenmal nach langer Zeit ein Gefühl wie des Friedens.

Huldreich überdachte in dieser Nacht lange, was er gehört hatte. Zweierlei Einsamkeit fand er an diesen beiden, Ullrich und Magdalena. Diese suchte die menschenleere, verlorenste und weltentlegenste Stille und hatte sie gefunden. Aber Ullrich Widmer, ihr Mann, war fast einsamer als sie, war es mitten unter den Menschen, die ihn nicht verstanden und die er nicht begriff und die er darum hasste. Vor dieser Einsamkeit graute Huldreich Rot. Er meinte sie an seiner Mutter zu sehen, nur milder und stiller. Es war furchtbar, wenn sie sich zum Haß auswuchs.

(Fortsetzung folgt.)

Heiligabend.

In dem dunklen Dom der Nacht
ist ein ferner Ton erwacht.
Baum und Tier und Mensch sind still,
weil der Heiland kommen will.

Nie hat ihn ein Mensch gesehn
noch im Bitten noch im Flehn,
er ist ewig nah und fern
wie der große Abendstern. H. Trümpy.

Kommt er mit Gepränge her,
wie ein König vor dem Heer,
oder wie ein kühlter Wind,
lächelnd wie ein lieblich Kind?